

VORWORT

Vom 13. bis 15. September 2018 fand am Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas in Marburg der 6. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) unter dem Rahmenthema „Regiolekt – Der neue Dialekt?“ statt. An der Tagung nahmen 200 Teilnehmer*innen aus insgesamt 11 Ländern – Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg, Österreich, Schweiz, UK, Ungarn, USA – teil. Das Programm umfasste 85 Vorträge, 15 Poster und 5 Multimedia-Präsentationen. Der IGDD-Nachwuchspreis für die beste Dissertation wurde in diesem Jahr an Brigitte Ganswindt (Marburg) für ihre Dissertation zum landschaftlichen Hochdeutsch im 19. Jahrhundert verliehen. Der Preis für das beste Poster ging an Andrea Kleene (ehemals Odense, jetzt Bonn) für das Plakat „Aktueller Gebrauch des Niederdeutschen im Rundfunk“.

Der vorliegende Band versammelt 12 Beiträge, die auf zwei Plenarvorträgen und 10 Halbplenarvorträgen beruhen. Thematisch sind diese in die zwei Hauptforschungsfelder „Regionalsprachliche Dynamik“ und „Morphologie und Syntax der deutschen Regionalsprachen“ einzuordnen, die sich in der Gliederung des Bandes widerspiegeln.

In seinem Hauptvortrag „Neue Wege der Regiolektforschung“ konstatiert MICHAEL ELEMENTALER zunächst eine bemerkenswerte Dialektfixierung der jüngeren Regiolektforschung: Regiolektaler Wandel wird überwiegend als Abbau dialektaler Merkmale verstanden, womit die Regiolektforschung es aber bislang versäumt hat, aus dem Schatten der traditionellen Dialektologie herauszutreten. Demgegenüber plädiert ELEMENTALER dafür, Phänomene in den Blick zu nehmen, die sich in den modernen Regiolekten neu herausbilden. ELEMENTALER analysiert in diesem Zusammenhang erstens regiolektale Reduktions- und Enkliseformen (z. B. *t*-Apokope bei der Verbform *braucht* (3. Ps. Sg. Präs.), Reduktionsformen der Artikelform *ein*), die zwar einerseits als Allegroformen beschrieben werden können, andererseits aber eine klare areale Distribution aufweisen. Zweitens werden regiolektale Phraseologismen diskutiert, die von der linguistischen Forschung bislang noch wenig beachtet wurden (*Rabotti machen*, *ein Rad abhaben*, *Leck mich doch inne Täsch*). Drittens geht ELEMENTALER auf regiolektale Interaktionsformen (*halb so wild*, *nichts für ungut*, *lass mich nicht lügen*) ein, die als Spezifika moderner Regiolekte gelten können. Der Beitrag mündet in die programmatische Forderung, die Dialektfixierung der Regiolektforschung aufzugeben und regional differenzierte Korpusanalysen zu unternehmen, deren Ziel es sein sollte, neue Formen und Funktionen der Regiolekte zu identifizieren, die anschließend linguistisch analysiert werden könnten.

IRMTRAUD KAISER untersucht in ihrem Beitrag „Zwischen Standardsprache und Dialekt: Variationsspektren und Variationsverhalten österreichischer Kindergartenkinder“ das Variationsrepertoire sowie die intersituative Standard-Dialekt-

Variation von 48 österreichischen Kindergartenkindern und widmet sich damit einem noch weitgehend unbearbeiteten Themengebiet. Die größtenteils monolingualen und zum Teil bilingual mit einer Zweitsprache aufwachsenden Kinder aus sowohl städtischen als auch ländlichen Gebieten werden in fünf verschiedenen Gesprächs- bzw. Rollenspielsituationen aufgenommen. Das Videomaterial wertet IRMTRAUD KAISER sowohl gesprächsanalytisch als auch phonetisch aus. Sie kommt dabei unter anderem zu dem Ergebnis, dass drei Viertel der monolingualen Kinder aus der Stadt und fast alle auf dem Land aufwachsenden Kinder über eine produktive Dialektkompetenz verfügen. Zudem verfügt mehr als die Hälfte aller monolingualen Kinder sowohl über eine aktive Dialekt- wie auch Standardkompetenz und kann daher als bivarieitär bezeichnet werden. KAISER kann unterschiedlich Typen von Variationsverhalten bei den untersuchten Kindern identifizieren und diskutiert verschiedene soziodemographische und situative Faktoren und deren Einfluss auf das Variationsspektrum der Kinder und ihr Sprachverhalten. So kann sie unter anderem zeigen, dass tägliches (standardsprachliches) Vorlesen in einem stark dialektal geprägten Umfeld insbesondere bei Landkindern zu einer ausgeprägten Entwicklung eines bivarieitären Repertoires zu führen scheint.

Einen weitgehend neuen Blick auf sprachdynamische Prozesse bietet MANUELA LANWERMEYER mit ihrem Aufsatz „Neurolinguistische Ansätze zum Einfluss von Dialektkontakt auf das Sprachverstehen.“ Es hat eine lange Tradition, die kognitiv-interaktiven Prozesse, die dem ständigen Sprachwandel zugrunde liegen, theoretisch zu modellieren. Relativ neu ist die Möglichkeit, hirnhysiologische Reaktionen auf sprachwandelauslösende Konstellationen mit hoher zeitlicher Auflösung sichtbar zu machen. LANWERMEYER beginnt mit einem Überblick über die internationale neurodialektologische Forschung und führt anschließend die Leistungsfähigkeit der Elektroenzephalographie (EEG) an Studien zum Dialektkontakt im bairisch-schwäbischen Übergangsgebiet und im Rheinfränkischen vor. Der Beitrag endet mit dem vielversprechenden Versuch, die hirnhysiologischen Reaktionen bei interdialektalen Verstehensprozessen mit neurokognitiven Vorwärtsmodellen der Handlungssteuerung zu erklären.

GUIDO SEILER und SIMON PRÖLL behandeln in ihrem Beitrag „Akkommodation geostatistisch“ ein Konzept, das in der Sprachdynamikforschung eine prominente Rolle spielt. Akkommodation meint die interaktiv vermittelte Assimilation differenter Sprachwissens bzw. differenter Varietäten. Sie stellt insofern ein Resultat von Synchronisierung dar, nämlich in denjenigen Fällen, in denen Synchronisierung zur Assimilation führt (andere Fälle: Konstanz oder Dissimilation). SEILER und PRÖLL nähern sich diesem Phänomen geostatistisch an, indem sie die Daten des „Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“ (SBS) einer Faktorenanalyse unterziehen und die Resultate dieser Faktorenanalyse dann kartieren. Bemerkenswert ist hier ein sog. „Standardfaktor“, der zwar neben anderen Faktoren nicht allzu stark in Erscheinung tritt, aber eine auffällige sprachareale Distribution zeigt: Höhere Ladungen dieses Faktors lassen sich besonders in der Nähe zu Regionalsprachengrenzen beobachten. In diesen Daten kann man einen geostatistischen Nachweis der auch in der Vergangenheit schon beobachteten Tatsache sehen, dass an Regionalsprachengrenzen erhöhte Standardnähe vorliegt. Die Auto-

ren vergleichen die regionalsprachlichen Verhältnisse in Bayerisch-Schwaben („Diaglossie“) mit denjenigen der Deutschschweiz („Diglossie“) und entwickeln hieraus eine Typologie der Akkommodationsstrategien.

Der Beitrag von PHILIP C. VERGEINER, DOMINIK WALLNER, LARS BÜLOW und HANNES SCHEUTZ trägt den Titel „Redialektalisierung und Alter: Ergebnisse einer Real-Time-Studie zum Age-Grading in Ulrichsberg“. Ausgangspunkt der Untersuchung ist die wichtige Fragestellung, inwiefern die Aussagekraft von Apparent-Time-Studien durch Age-Grading-Effekte beeinträchtigt wird. Zu diesem Zweck unternehmen die Autoren eine Real-Time-Studie zu der oberösterreichischen Marktgemeinde Ulrichsberg, die auch in der Vergangenheit schon mehrfach Gegenstand variationslinguistischer Analysen war. Die ausgewerteten Sprachdaten von acht Gewährspersonen wurden zu je zwei Zeitpunkten erhoben, nämlich 1975/76 im Rahmen des FWF-Projektes „Empirisch-statistische Untersuchungen zur schichten- und situationsspezifischen Sprachvariation in einer ländlichen Marktgemeinde Oberösterreichs“ und dann 2018/19 im Rahmen des SFB „Deutsch in Österreich“. Die Auswertung deutet dann auf ein Age-Grading in der Form einer Redialektalisierung hin, d. h. einer Zunahme der Dialektverwendung. Vor diesem Hintergrund weisen die Autoren die Diagnose eines umfassenden Dialektabbaus in Österreich zurück. Sie fordern die Ergänzung von Apparent-Time-Studien durch Real-Time-Studien.

Dem Sprachwandelprozess der Rhein-Mainisierung widmet SICH LARS VORBERGER in seinem Beitrag „Rhein-Mainisierung – zur Neustrukturierung im hessischen Sprachraum“. Er kann auf einer breiten Datenbasis (Material aus dem REDE-Projekt sowie aus den Korpora „Tonaufnahmen hessischer Mundarten“ (TAHM) und dem im Aufbau befindlichen „Digitalen Hessischen Sprachatlas“ (DHSA)) zeigen, dass die alten sprachlichen Strukturgrenzen im Zentralhessischen aufgelöst wurden und eine Neugliederung des Sprachraums stattgefunden hat. Mithilfe von quantitativen Variablenanalysen und qualitativ-quantitativen Variantenanalysen demonstriert er, wie sich etwa neue regionalsprachliche Merkmale weiter nach Norden ausbreiten und dialektale Merkmale häufig erhalten bleiben, im Süden zum Teil aber auch durch standardsprachliche ersetzt werden. Dies hat zu einer sprachlichen Anschließung des südlichen Zentralhessischen an das Rheinfränkische geführt und zu einer neuen sprachlichen Grenze durch das traditionelle Dialektgebiet Zentralhessisch. LARS VORBERGER kann zeigen, dass der Sprachwandelprozess der Rhein-Mainisierung in ländlichen Regionen durch dieselben Entwicklungen wie in den Städten charakterisiert ist, wobei der Wandel auf dem Land langsamer voranschreitet als in der Stadt.

Den morphologisch-syntaktischen Teil des Kongressbandes eröffnet der Hauptvortrag von PHILIPP STÖCKLE „Dialektvariation an der Schnittstelle von Syntax, Morphologie und Lexik – Der Konjunktiv II in den bairischen Dialekten Österreichs und Südtirols.“ STÖCKLE zeigt, wie das inzwischen digital erschlossene Material des „Wörterbuchs der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ)“ mit seinen 3,6 Millionen Belegzetteln aus der Zeit zwischen 1911 und Ende der 1930er Jahre einer morfo-syntaktischen Auswertung zugeführt werden kann. Im Fokus steht das Auftreten der synthetischen *ad*-Konstruktion – ursprünglich auf

schwache Verben beschränkt – bei starken und unregelmäßigen Verben sowie die verschiedenen periphrastischen Konjunktivformen des Bairischen. STÖCKLE kann nachweisen, dass das *ad*-Infix schon in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts bei den starken Verben im Vordringen begriffen war und dabei eine markante Ost-West-Raumverteilung aufweist, die der traditionellen Dialektgliederung des Bairischen nicht entspricht. Aufschlussreich sind auch die schriftsprachlichen Übersetzungen der Dialektbelege durch die Sammler: Es dokumentiert sich einerseits eine Tendenz zur Wahl periphrastischer Formen und zum anderen der Beginn der Ersetzung der bairischen *tun*-Periphrase durch die *würde*-Periphrase.

Eine exzellente empirische Basis für die neuerdings vielbeachtete Verwendung des Artikels bei weiblichen Personennamen und die pronominale Referenz auf Frauen schaffen GERDA BAUMGARTNER, SIMONE BUSLEY, JULIA FRITZINGER und SARA MARTIN in ihrem Beitrag „*Dat Anna, et Charlotte und s Heidi*. Neutrale Genuszuweisung bei Referenz auf Frauen als überregionales Phänomen“. Der Bericht über die Ergebnisse des trinationalen Projekts „Das Anna und ihr Hund“ zeigt eine charakteristische Staffelung des Phänomens im Westen des deutschen Sprachraums. Mit einer Methodenkombination aus Online-Fragebogen und Tiefenbohrungen (Lückentexte, Videoexperimente, Tiefeninterviews) werden drei Sprachräume identifiziert, in denen die neutrale Genuszuweisung diachronisch und synchronisch einen völlig unterschiedlichen Status hat: Im moselfränkisch-riparuarischen Kerngebiet sind neutraler Artikel und Pronomen sehr weitgehend grammatikalisiert, im Luxemburgischen sogar progressiv. Im Osten und Süden dieses Kernraums ist das Phänomen hoch variabel. Seine Verwendung unterliegt einer komplexen soziopragmatischen Steuerung, wobei Vertrautheit und Alter eine herausragende Rolle spielen. In der deutschsprachigen Schweiz lässt sich ein schnell voranschreitender Umbruch beobachten: Ist es bei den Älteren noch für intensive Beziehungsdomänen reserviert („Kosegenus“), wird es von den Jüngeren als veraltet und herabsetzend abgelehnt.

Die Morphologie/Syntax-Interaktion ist auch Gegenstand des Beitrags von ANTJE DAMMEL und OLIVER SCHALLERT „Modalverben in deutschen Dialekten. Ein Testfall für die Analyse morphologischer Variation“. Die Autor*innen begreifen Dialekte als ideales Untersuchungsfeld für morphologische Variation, da die Formenvariation hier keinem schreibsprachlich bedingten Selektions- und Normierungsprozess unterlag und sich insofern ‚natürlicher‘ verhält als in der Standardsprache. Datengrundlage der Analyse sind einerseits Ortsgrammatiken, dann eine eigene Erhebung und schließlich die Karten des „Sprachatlas des deutschen Reichs“. Der Beitrag kann zeigen, dass auch in den Dialekten morphologische Entropie reduziert wird, indem unterschiedliche Irregularitäten auf den Ebenen Morphologie, Syntax und Semantik gekoppelt werden. Die Kombination von Irregularitäten verschiedener Ebenen führt dann aber auch zu Form-Funktion-Mismatches, für die komplexe Perfektformen ein Beispiel sind. Die Modalverben erweisen sich insgesamt als idealer Gegenstand der linguistischen Untersuchung, da hier ein weites Spektrum von irregulären Phänomenen in Veränderung zu beobachten ist (Stammallomorphie, Suppletion, Synkretismen, Überdifferenzierung usw.).

In seinem Aufsatz „Differentielle Kasusmarkierung in den Dialekten des westlichen Münsterlandes“ nimmt MARKUS DENKLER die Deklination des bestimmten Artikels im Maskulinum in den Blick. Während im zentralen Münsterländischen und im Niederdeutschen zumeist eine Zwei-Kasus-Differenzierung zwischen Nominativ und Obliquus Geltung hat, kann im westlichen Münsterland sog. differentielle Kasusmarkierung festgestellt werden, bei der die Artikel je nach semantischen Merkmalen der entsprechenden Nomina entweder Kasussynkretismus oder Kasusdifferenzierung zeigen. Anhand der Daten aus den Wenkerfragebogen kann MARKUS DENKLER aufzeigen, dass differentielle Kasusmarkierung zwar nicht in „reiner Form“ auftritt, die Häufigkeiten aber insgesamt doch eine – für das Deutsche unerwartete – semantische Steuerung der Artikelflexion erkennen lassen. Diese ungewöhnlichen Befunde kann MARKUS DENKLER nun einer völlig plausiblen Erklärung zuführen: Die Regionen mit differentieller Kasusmarkierung liegen nämlich genau zwischen Gebieten mit vollständigem Kasussynkretismus und solchen mit Zwei-Kasus-Systemen, so dass eine kontaktbedingte Neuorganisation in Erwägung gezogen werden kann. Vor allem auch der Sachverhalt, dass differentielle Kasusmarkierung in einer typologisch und funktional gänzlich unerwarteten Ausprägung vorkommt – Kasusdifferenzierung bei unbelebten Nomina, Kasussynkretismus bei belebten Nomina –, spricht für deren kontaktdialektologisch-sprachgeographische Erklärung.

Während sog. Profilierungstendenzen in Bezug auf die Substantivflexion relativ gut erforscht sind, kamen die Verhältnisse hinsichtlich der Artikelflexion bisher kaum in den Blick. Der Aufsatz „Genus- und Kasusprofilierung beim schweizerdeutschen Definitivartikel“ von ANJA HASSE, PATRICK MÄCHLER und SANDRO BACHMANN ist nun ein überaus erhellender Beitrag, mit dem sich diese Forschungslücke erfreulicherweise zu schließen beginnt. Auf Basis der Daten des „Sprachatlas der deutschen Schweiz“ und des „Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz“ vermögen die Autor*innen aufzudecken, dass sich unterschiedliche Verletzungen in Bezug auf das kanonische Flexionssystem abzeichnen, die – wie etwa im Falle des Zürichdeutschen – teilweise erst in jüngster Zeit eingetreten sind. Die Autor*innen können plausibel darlegen, dass die beträchtlichen Lautreduktionen, denen die Definitivartikel in weiten Teilen der Deutschschweiz unterworfen wurden, die Voraussetzungen für Profilierungen geschaffen haben, wie sie bisher für deutsche Varietäten nicht beschrieben wurden. Die Kasusprofilierung verdankt sich dabei der Reduktion des anlautenden Plosivs beim Dativartikel aller Genera, der dann in Kontrast steht zum plosivhaltigen Artikel im NOM/AKK. Genusprofilierung des Definitivartikels dagegen zeigt sich bei Dialekten, bei denen der anlautende Plosiv beim Artikel DAT.FEM.SG nicht reduziert wurde und der Stamm nun in Opposition steht zum plosivhaltigen Artikel DAT.MASK/NEUTR.SG.

So gut insbesondere die ostjiddischen Dialekte in Bezug auf Lautung und Wortschatz untersucht sind, so wenig weiß man über die morphosyntaktischen Strukturen der jiddischen Varietäten, die vor dem Holocaust ein großräumiges Kontinuum bildeten. Dank der umfangreichen Feldforschung, die Uriel Weinreich in den 1960er Jahren initiiert hatte, stehen heute Tonaufzeichnungen und jüngst

digitalisierte *fieldnotes* zur Verfügung. Diese durch direkte Befragungen erhobenen Daten dokumentieren die Varietäten aus rund 600 Orten, die das gesamte ehemalige Sprachgebiet abdecken. LEA SCHÄFER stellt in ihrem Aufsatz „Die Erschließung des ‚Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry‘ für die Dialektsyntax“ nun das Projekt „Syntax ostjiddischer Dialekte / Syntax of Eastern Yiddish Dialects (SEYD)“ vor, das die genannten Daten für morphosyntaktische Fragestellungen fruchtbar machen will. LEA SCHÄFER zeigt in ihrem Beitrag auf, wie diese Daten – unter Berücksichtigung z. B. von teils heterogenen Datensets oder von Interviewer-Einflüssen – nach dem Vorbild des „World Atlas of Language Structure“ (WALS) publiziert werden könnten. Erste vielversprechende Auswertungen bestätigen, dass auch im Jiddischen morphosyntaktische Arealbildung festgestellt werden kann: So bildet etwa die Auxiliarselektion beim Perfekt von „existence of state (positional)-Verben“ – genauso wie im Deutschen – Areale aus, oder im Falle des *wh*-Exklamativsatzes (als V1-, V2- oder V3-Satz) lässt sich das bereits bekannte areale West/Ost-Gefälle an einer großen Datenmenge bestätigen.

Alle Beiträge wurden einem externen Begutachtungsverfahren durch Fachkolleg*innen unterzogen. Ihnen sei für ihre Mühe und wertvollen Hinweise ausdrücklich gedankt. Ebenso möchten wir uns bei den Herausgebern der „Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik“ bedanken, die den Band in ihre Beihefte-Reihe aufgenommen haben, und beim Franz Steiner Verlag für die professionelle Betreuung.

Helen Christen / Brigitte Ganswindt / Joachim Herrgen / Jürgen Erich Schmidt
Freiburg i. Ü. / Marburg im Juni 2020

NEUE WEGE DER REGIOLEKTFORSCHUNG

Michael Elmentaler

1 EINLEITUNG: DIE DIALEKTFIXIERUNG DER REGIOLEKTFORSCHUNG

Der Titel des sechsten IGDD-Kongresses „Regiolekt – der neue Dialekt?“ spiegelt die erstaunliche Entwicklung wider, die die Dialektologie des Deutschen in den letzten vier Jahrzehnten durchlaufen hat. Durch die Öffnung hin zum gesamten Spektrum des areal gebundenen Sprechens hat sich auch die Erforschung der Regiolekte – inklusive der landschaftlichen Ausprägungen des Standarddeutschen – als neues Arbeitsgebiet fest etabliert. Seit 1980 sind mehr als 90 Monografien und Sammelbände zu den regiolektalen Varietäten im deutschsprachigen Raum veröffentlicht worden. Im vergangenen Jahrzehnt hat sich die Zahl der einschlägigen Publikationen sogar mehr als verdoppelt (vgl. Abb. 1; zu den jüngeren Veröffentlichungen gehören z. B. BOHNERT-KRAUS 2019; HERRGEN / SCHMIDT 2019; KALLENBORN 2019; KIESEWALTER 2019; VORBERGER 2019; DENKLER / HARTMANN / MENGE 2018; EHLERS 2018; HETTLER 2018; LAMMERT 2018; OBERHOLZER 2018; PURSCHKE / GANSWINDT 2018). Hinzu kommen zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften oder Tagungsbänden.

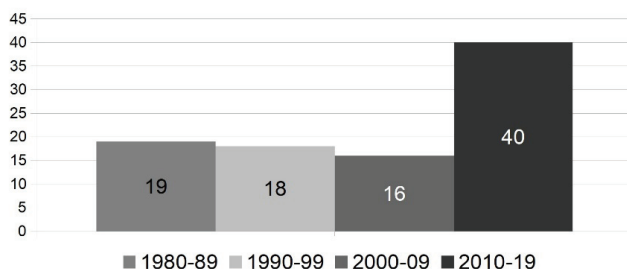


Abb. 1: Anzahl der Monografien und Sammelbände zu Regiolekten des Deutschen 1980 bis 2019

Neben den städtischen Zentren Berlin (SCHÖNFELD 2001; SCHILDT / SCHMIDT 1992; SCHLOBINSKI 1987), Köln (KÖSTERS-GENSINI 2002; FROITZHEIM 1984), Frankfurt (BRINKMANN TO BROXTEN 1986), Hamburg (BIEBERSTEDT / RUGE / SCHRÖDER 2016) oder dem Ruhrgebiet (SCHIERING 2002; SALEWSKI 1998; SCHOLTEN 1988; MIHM 1985) wurden von Anfang an auch kleinere Gemeinden in den Blick genommen, beginnend mit dem Erp-Projekt in den späten 1960er Jah-

ren (KREYMANN 1994; LAUSBERG 1993; BESCH 1981) bis hin zu den jüngeren Untersuchungen im Kontext der Projekte „Regionalsprache.de (REDE)“ (GANSWINDT / KEHREIN / LAMELI 2015) und „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“ (ELMENTALER et al. 2015). Ging es anfänglich noch darum, die Existenz einer stabilen sprachlichen Zwischenlage zwischen Basisdialekt und Standardnorm überhaupt nachzuweisen und das vertikale Sprachlagenspektrum als eigenen Forschungsgegenstand zu definieren, so rückte zunehmend die Frage nach der Entwicklungsdynamik dieser Varietäten in den Vordergrund. Wohin bewegen sich die Regiolekte des Deutschen? Dieser Frage wurde in einer Reihe von Studien anhand von Apparent-Time-Analysen nachgegangen, also durch den Vergleich von Angehörigen verschiedener Generationen (vgl. JÜNGER-GEIER 1989; LENZ 2003; KEHREIN 2012; VORBERGER 2019). Hierbei konnte in einigen wenigen Bereichen die progressive Entwicklung neuer Regiolektvarianten beschrieben werden, die es im traditionellen Dialekt noch nicht gegeben hatte, wie etwa die Entstehung und Ausbreitung der Koronalisierung (*sprechen* > *spreschen*) im Rheinland (HERRGEN 1986), die Realisierung von *r* vor Dental als velarer Frikativ (*Sport* > *Spocht*) (MÖLLER 2013: 97–98, 299–302), die in verschiedenen Regiolekten beobachtbare Realisierung von Nebensilben mit Vollvokal statt Schwa (KEHREIN 2012: 139–141, 248, 271–272, 297, 311) oder die Tendenzen einer Fortisierung von *b*, *d*, *g* im Anlaut im Mitteldeutschen (VORBERGER 2019: 136–138, 365–369). Die meisten Ergebnisse laufen jedoch auf die Feststellung von Abbauprozessen hinaus: Die Älteren verwenden regionale Sprachmerkmale häufiger als die Jüngeren, und sie gebrauchen noch manche Sprachmerkmale, die bei den Jüngeren gar nicht mehr nachweisbar sind. Dass dies tatsächlich auf einen sprachlichen Wandel verweist, wurde durch Real-Time-Analysen bestätigt, in denen sich zeigte, dass die Regiolekte vor sechs oder sieben Jahrzehnten noch deutlich merkmalsreicher waren als die heutigen (vgl. KREYMANN 1994; LAMELI 2004; SPIEKERMANN 2008). Und zu ähnlichen Ergebnissen gelangten auch Studien, in denen noch ältere Regiolekte aus schriftlichen Quellen rekonstruiert und mit dem heutigen Sprachstand abgeglichen wurden. So untersuchte ELSPASS (2005) Auswandererbriefe des 19. Jahrhunderts, WILCKEN (2015) analysierte literarische Texte des 19. und 20. Jahrhunderts auf das Vorkommen regiolektaler Merkmale, und neuerdings hat GANSWINDT (2017) den Versuch unternommen, die regionalen Ausprägungen des gesprochenen Hochdeutsch anhand phonetischer Beschreibungen von WILHELM VIËTOR zu rekonstruieren. Alle diese Arbeiten konnten zeigen, dass die Regiolekte in den letzten 150 Jahren eine Reihe von Merkmalen verloren haben (vgl. Tab. 1 mit Beispielen aus dem norddeutschen Raum).

Lautmerkmal	Beispiel	Region
Okklusion des <i>j</i>	<i>getz</i> ‘jetzt’, <i>geder</i> ‘jeder’	Ruhrgebiet
<i>g</i> -Spirantisierung im Anlaut	<i>chestern</i> ‘gestern’	Westfalen
<sch> als [sk] oder [sx]	<i>wisken/wis-chen</i> ‘wischen’	Westfalen
Zentralisierung des langen <i>a</i>	<i>Jäöre</i> ‘Jahre’ [ˈjə:ʁə]	Ostfalen
Monophthongierung von <i>ei</i>	<i>maane Zaat</i> ‘meine Zeit’	Ostfalen
Frikativ <i>s</i> statt Affrikate [ts]	<i>Ssunge</i> ‘Zunge’, <i>Sseit</i> ‘Zeit’	Schleswig-Holstein u. a.
Velarisierung des langen <i>a</i>	<i>getoon</i> ‘getan’ [gəˈto:n]	Schleswig-Holstein u. a.

Entrundung von <i>ü</i> und <i>ö</i>	<i>miede</i> ‘müde’, <i>beese</i> ‘böse’	Berlin-Brandenburg
g-Spirantisierung vor Konsonanten	<i>Glück</i> ‘Glück’	Berlin-Brandenburg
[s] vor <i>p, t</i>	<i>S-piel, s-taunen</i>	Norddeutschland
[s] vor <i>l, m, n, w</i>	<i>slecht, smeißén, sneiden</i>	Norddeutschland
Apikales [r] statt [ʀ]	<i>Rot</i> [ro:t]	Norddeutschland
Assimilation von <i>ld</i>	<i>Schiller</i> ‘Schilder’	Westfalen

Tab. 1: „Verklungene“ Lautmerkmale aus norddeutschen Regiolekten (Auswahl)

Im Zentrum des Interesses standen bisher überwiegend Varianten aus dem phonetisch-phonologischen Bereich, die sich als Substrat der traditionellen Dialekte erklären lassen. Alle diese Aussprachevarianten galten einst als zentrale Kennmerkmale der jeweiligen Regiolekte, werden heute aber nur noch sehr selten gebraucht, meist nur noch von älteren SprecherInnen. Sie gelten als veraltet und sind größtenteils bereits „verklungen“. Regiolektaler Wandel wurde in der Forschung meist als Rückgang solcher Merkmale beschrieben, als Prozess einer Entregionalisierung. Mit dieser Ausrichtung steht die Regiolektforschung noch ganz in der Tradition der klassischen Dialektologie, denn der Fokus liegt auf genuinen Dialektmerkmalen, die beim Übergang zum Gebrauch des Hochdeutschen als Substratmerkmale in die Regiolekte eingingen. Die Regiolektforschung untersucht, wie frequent und in welchen Lexemen, Lautumgebungen und morphologischen Kontexten, in welchen Situationen oder von welchen Sprechergruppen diese Varianten noch verwendet werden. Bei dieser Vorgehensweise wird der Regiolekt beschrieben, indem die Merkmale untersucht werden, die sein dialektales Erbe darstellen.

Eine solche Fokussierung auf traditionelle Dialektmerkmale ist auch bei der Erforschung der regiolektalen Syntax erkennbar, soweit hierzu überhaupt schon Arbeiten vorliegen. Untersucht wird vorzugsweise, inwieweit in den rezenten Regiolekten noch dialektale Muster im Satzbau, in der Wortstellung oder der inneren Struktur von Phrasen vorkommen. Einige solcher Phänomene wurden bereits im „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ von EICHHOFF (1977–2000) abgefragt, etwa der Auxiliarverbgebrauch (*ich bin/habe gegessen*), der Artikel vor Personennamen (*die Ruth*) oder Possessivkonstruktionen (*Ruth ihr Kleid*). Im „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ von ELSPASS / MÖLLER (2003 ff.) wurde der Gebrauch dieser Konstruktionen neu erhoben und kartiert, ergänzt durch einige zusätzliche Phänomene, z. B. Verlaufsformen (*am Überlegen sein*), Konjunktiv II mit *tun* (*täte ich probieren*), der Artikel bei Massennomen (*ein Geld*), der AcI mit *haben* (*sie hat dort einen Schrank zu stehen*) oder die Verdopplungskonstruktion (*ein ganz ein lieber Mensch*). Auf Grundlage solcher Fragebogenerhebungen lassen sich areale Verteilungen nachweisen. Da es sich aber um indirekte Sprachdaten handelt, ist nicht klar, wie stark die Varianten noch im Gebrauch sind, in welchen Situationen und bei welchen Sprechergruppen.

Untersuchungen, die sich auf Sprachaufnahmen beziehen, sind rar und basieren momentan noch auf kleineren Stichproben. Mit regiolektaler Syntax beschäftigen sich z. B. die Studien zum Berlinischen von FREYWALD (2017) und zum

Ruhrdeutschen von PITTNER (2018), zu drei niedersächsischen Ortsvarietäten von BERG (2012; 2013: 327–330) und zum Regiolekt südlich von Hamburg von SCHRÖDER (2012, i. Vorb.). Experimentelle Methoden hat KALLENBORN (2019) in seiner Arbeit zur Regiolektsyntax des Moselfränkischen erprobt. Aus einer kontaktlinguistischen Perspektive befasst sich das Projekt „Grammatische Arealität in Nordeuropa und Norddeutschland“ (GrammArNord) von STEFFEN HÖDER mit grenzüberschreitend verbreiteten Konstruktionen in einigen nordeuropäischen Varietäten, die auf deren jahrhundertelangen Kontakt zurückgehen (HÖDER 2011; 2016). Alle genannten Untersuchungen haben gemeinsam, dass sie sich vorwiegend auf traditionelle, aus den Dialekten bekannte Sprachmuster konzentrieren, die mit überregional-standardsprachlichen Mustern konkurrieren. Dementsprechend lautet z. B. das Fazit bei FREYWALD (2017: 202–203):

1) Die niederdeutschen Ursprünge des Berlinischen sind auch heute nach wie vor unverkennbar [...]. 2) Allerdings [...] existieren diese niederdeutschen syntaktischen Reflexe neben einer weit größeren Zahl an hochdeutschen, meist standardnahen Strukturmustern. [...] Es ist dies eine Situation, die aus der Geschichte des Berlinischen mit jahrhundertlangem Sprachkontakt zwischen nieder- und hochdeutschen Varietäten und einer schließlich dauerhaften Überschichtung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche herrührt. [...] Daraus ist schließlich drittens die Frage abzuleiten [...], ob es sich bei diesem charakteristischen Nebeneinander im Berlinischen um sozial determinierte Variation handelt oder ob wir es mit einem eigenständigen System zu tun haben, das durch Umstrukturierungen entstanden ist und sich weiterentwickelt. Die Annäherung an standardnahe Prestige- und Ausgleichsvarianten und das damit verbundene **Verschwinden von Dialektmerkmalen** sind Prozesse, die in der Geschichte des Berlinischen seit langem immer wieder, mal mehr, mal weniger intensiv stattgefunden haben und damit ein Wesensmerkmal des Berliner Dialekts darstellen. (Hervorhebung M. E.)

Dieses Resümee kann nicht überraschen, denn bei einer ausschließlichen Fokussierung auf traditionelle Dialektmerkmale wird man zwangsläufig zu dem Ergebnis kommen, dass dialektale Substanz verloren geht. Da die Sprachmerkmale in den dialektalen Bezugssystemen, die den Sprachstand des frühen 20. Jahrhunderts reflektieren, üblicherweise als obligatorische Merkmale angesetzt werden, können sie nicht an Häufigkeit zunehmen. Diese Merkmale bleiben im Regiolekt also günstigstenfalls bewahrt, oft aber sind sie rückläufig. Das gilt in hohem Maße für die norddeutschen Regiolekte, in denen viele grammatische Merkmale, die direkt oder indirekt aus dem Niederdeutschen stammen, stark zurückgegangen sind (vgl. SCHRÖDER 2012; ELEMENTALER / BORCHERT 2012). So weist die Sprechsprache jüngerer Norddeutscher nur noch selten unflektierte Attribute (*mein Mutter*), tun-Periphrasen (*Sie tut Fernsehen kucken*), Doppelnegationen (*Da werde ich nie nicht hingehen*), Possessivkonstruktionen (*mit Jens sein[em] Fahrrad, der ihr Vater*), komplexere Progressivformen (*Er ist gerade das Auto am reparieren*), standardabweichenden Dativ- und Akkusativgebrauch (*Kannst du mich das mal geben? Lass mir bloß in Ruhe!*) sowie spezifische Prädikativformen (*Das ist einen ganz schlauen Kopf*) und Reflexivformen (*Ich ess mir mal einen Salat*) auf. In mittel- und süddeutschen Regiolekten oder Regionalstandards sind solche Formen dialektaler Provenienz insgesamt zwar noch stärker im Gebrauch, doch auch hier sind Abbauprozesse unübersehbar. So wurde z. B. in verschiedenen Regiolekten ein intergenerationeller Rückgang des *am*-Progressivs festgestellt, nicht nur im

norddeutschen Westfalen (LANGHANKE 2012: 240–241), sondern auch in der moselfränkischen Alltagssprache (KALLENBORN 2019: 139 und 144).

Der damit beschriebene Prozess einer zunehmenden Entregionalisierung bildet also *einen* Aspekt der Regiolektdynamik durchaus zutreffend ab, und es wird auch weiterhin wichtig sein, diese Prozesse aufzuarbeiten, zumal die Regiolekte einiger Großstädte und Regionen bislang noch gar nicht erforscht worden sind. Aber die Regiolektforschung sollte sich nicht auf diese Perspektive beschränken – denn das wäre etwa so, als würde man bei der Beschreibung eines modernen Wohnhauses nur auf die Seltenheit von Erkern, Fassadenornamenten und Stuckdecken eingehen, ohne die neuen Formen des Bauens eines Blickes zu würdigen.

Dass der Regiolektwandel bisher primär als Geschichte eines Verlusts traditioneller Formen und Muster erzählt wurde, kann nicht überraschen, denn für eine noch junge Disziplin wie die Regiolektforschung war es durchaus naheliegend, sich zunächst auf die Kategorien der Wissenschaft zu beziehen, aus der sie hervorgegangen ist, also der Dialektologie. Die Fokussierung auf den Rückgang dialektaler Strukturen hat jedoch den Nachteil, dass sie den Blick verstellt für mögliche Weiterentwicklungen der Regiolekte. Der Eindruck, dass durch die Dialektifizierung der Regiolektforschung etwas Wesentliches ausgelassen wird, wird ansatzweise auch in dem zitierten Aufsatz von FREYWALD (2017) artikuliert, dessen letzter Satz wie folgt lautet:

Die gegenwärtig spannende Frage ist, ob dies [der Abbau traditionell-dialektaler Merkmale, M. E.] tatsächlich zum Verschwinden dieser Varietät führt oder ob sich das Berlinische einfach weiterentwickelt, indem es vielleicht manche Merkmale verliert, andere aber womöglich festigt, **ausbaut** oder **umstrukturiert** und **wieder andere neu hinzugewinnt**. (FREYWALD 2017: 203; Hervorhebungen M. E.)

Diese Frage aufgreifend, möchte ich dafür plädieren, neben der Beschäftigung mit dem dialektalen Erbe vermehrt auch Phänomene in den Blick zu nehmen, die sich in den modernen Regiolekten neu herausbilden. Eine solche Perspektive mag aus einer norddeutschen Perspektive besonders relevant erscheinen, da die grammatischen Besonderheiten des Niederdeutschen in den norddeutschen Regiolekten kaum noch eine Rolle spielen. Aber auch in den übrigen Regionen Deutschlands stellt sich mit zunehmendem Dialektabbau die Frage, welche Formen des regionalen Sprechens sich eigentlich jenseits der Basisdialekte herausbilden.

2 ÜBERLEGUNGEN ZU EINEM „AUFBAUMODELL“ DER REGIOLEKTKONSTITUTION

Das Aufspüren regiolektaler Neuerungen stellt die Regionalsprachforschung vor große Herausforderungen. Das liegt zum einen daran, dass wir uns der aktuellen Veränderungen im eigenen Sprechen oftmals nicht bewusst sind. Zum anderen hängt es aber auch damit zusammen, dass die gängigen Modellierungen Regionalität und Dialektalität unmittelbar miteinander identifizieren. Das wird z. B. deut-

lich, wenn man die vor ein paar Jahren geführte Diskussion um das Verhältnis von Dialektsyntax und Syntax gesprochener Sprache Revue passieren lässt. Ausgehend von der Beobachtung, dass man gesprochene Sprache nicht mit dialektaler Sprache gleichsetzen dürfe, unterschied z. B. AUER (2004) drei Typen syntaktischer Merkmale:

- Typ A: Generelle syntaktische Merkmale gesprochener Sprache
- Typ B: Geographisch beschränkte syntaktische Merkmale
- Typ C: Nicht-dialektale Nonstandardmerkmale

Die „generellen syntaktischen Merkmale“ gesprochener Sprache definiert AUER (2004: 72) als strukturelle Konsequenzen der Mündlichkeit („structural consequences of orality“). Dazu gehören z. B. Prolepsen (*Mein Bruder Karl, der hat ...*) und Anakoluthe (*Karl hat ... der ist immer so einfallsreich*), die in allen Regionen in ähnlicher Form vorkommen. Zum Typ B gehören nach AUER (2004: 72, 75–79) syntaktische Merkmale, die nur in bestimmten Dialekten des Deutschen auftreten, wie der Gebrauch von *wo* als Relativpronomen (*di kindhait, woo mer bewussd miderlebt hed ...* ‘die Kindheit, die man bewusst miterlebt hat’), die Setzung des definiten Artikels vor Rufnamen (*der Karl, die Inge*), die Artikelverdopplung in Nominalphrasen (*e psunders e liebi Frau* ‘eine besonders liebe Frau’) und der Gebrauch des Indefinitartikels bei Massennomina (*Heute kommt noch ein Schnee*). Dem Typ C werden Merkmale zugerechnet, die in allen Dialekten des Deutschen auftreten, aber nicht im gesprochenen Standarddeutsch (vgl. AUER 2004: 72–74). Beispiele wären die *tun*-Periphrase, die in niederdeutschen Dialekten ebenso vorkommt wie in hochdeutschen (*Wenn Lüüd na Huus gahn doot* ‘Wenn Leute nach Hause gehen tun’, *D Muadda duad koocha* ‘Die Mutter tut kochen’), oder die doppelte Negation (*He is keen Buur nich* ‘Er ist kein Bauer nicht’, *Mia hod nia neamdd ghoeffa* ‘Mir hat nie niemand geholfen’).

Dieser Typologie liegt die Vorstellung zugrunde, dass es zwei Formen der gesprochenen Sprache gebe, nämlich einerseits eine überregional gesprochene Standardsprache, in der nur Merkmale des Typs A vorkommen, andererseits die gesprochenen Dialekte, die teils geografisch beschränkte Merkmale aufweisen (Typ B) und teils überregional verbreitete (Typ C). Die Bezeichnung der Merkmale des Typs C als „nicht-dialektal“ wurde bereits mehrfach als inadäquat kritisiert, da es sich hierbei ja ebenfalls um Formen handelt, die in den Dialekten (und nicht in der Standardsprache) vorkommen (vgl. SCHEUTZ 2005: 308; FLEISCHER 2010: 93; WEISS 2017: 16–17). Mir geht es hier aber um einen anderen Punkt: Die Regiolekte kommen in diesem Modell gar nicht als eigenständige Varietäten mit eigenen Merkmalen vor. Denn die Sprachmerkmale des Typs C werden zwar als „nicht-dialektale“ Nonstandardmerkmale bezeichnet, gemeint sind aber – wie die Beispiele zeigen – auch hier Merkmale der traditionellen Dialekte, nur eben solche, die mutmaßlich in allen deutschen Dialekten vorkommen. Dass Merkmale nicht auf die alten Basisdialekte zurückgehen und trotzdem eine regionale Beschränkung aufweisen können, ist in dem Modell nicht vorgesehen.

Die Ausblendung arealer Strukturen jenseits des dialektalen Erbes findet ihre Entsprechung in den Modellierungen der Interaktionalen Grammatikforschung, die sich mit kommunikativ relevanten Sprachmustern beschäftigt, die als Konstruktionen, Formeln oder Kollokationen bezeichnet werden. Diese Forschungsrichtung – in Deutschland z. B. von SUSANNE GÜNTNER oder WOLFGANG IMO vertreten (vgl. GÜNTNER / IMO 2006; GÜNTNER 2007; GÜNTNER / BÜCKER 2009; IMO 2013; GÜNTNER / IMO / BÜCKER 2014) – ist zwar gebrauchsbasiert und bezieht sich auf gesprochenes Deutsch, doch spielt die areale Verteilung der untersuchten Konstruktionen bisher kaum eine Rolle. Diese Feststellung ist nicht neu. Bereits 2007 wies PÉTER KAPPEL in seinen „Überlegungen zur diatopischen Variation in der gesprochenen Sprache“ darauf hin:

In der Gesprochene-Sprache-Forschung [...] wird [...] die gesprochene Sprache i. d. R. ausschließlich mit der gesprochenen deutschen Standardsprache gleichgesetzt, d. h. ihre Definition ist bezüglich der diatopischen Varianz viel enger als die der Dialektologie: Sie umfasst nämlich nur den einen Pol des obigen Kontinuums [zwischen Basisdialekten und Standardsprache; M. E.]. (KAPPEL 2007: 216)

Das ist insofern bemerkenswert, als dieser Forschungsansatz programmatisch davon ausgeht, „dass Grammatik, grammatische Regelhaftigkeit und grammatische Muster im Sprachgebrauch konstruiert, verfestigt und auch wieder modifiziert werden, d. h. dass sich das sprachliche System aus der Performanz entwickelt“ (GÜNTNER 2007: 2–3). „Performanz“ oder alltäglicher Sprachgebrauch ist aber im Allgemeinen als Kommunikation in lokalen bzw. regionalen Gemeinschaften zu verstehen. Denn auch wenn die Dialekte in manchen Regionen kaum noch zur Erfahrungswelt der Menschen gehören, ist doch das Sprechen nach wie vor regional geprägt. Regionalität ist der Normalfall, da Spracherwerb und sprachlicher Austausch in überschaubaren Kommunikationsgemeinschaften erfolgen. Durch Prozesse der Mikrosynchronisation in lokalen oder regionalen Sprechergruppen bilden sich neue sprachliche Muster heraus, die aus dialektologischer Sicht als regiolektale Merkmale von Interesse sein sollten. Entstehung von Grammatik im Gebrauch bedeutet somit im Regelfall: Entstehung regionaler Grammatiken. Diesem „Raum-Apriori“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 58) wird in der Interaktionalen Grammatikforschung aber kaum Rechnung getragen.

Es ist also, pointiert formuliert, eine zweifache Leerstelle zu konstatieren: Die Regiolektforschung ist darauf ausgerichtet, den schleichenden Abbau basisdialektaler Strukturen zu untersuchen, und hat das innovative Potenzial der Regiolekte kaum im Blick; die Interaktionale Grammatikforschung dagegen befasst sich zwar mit der Herausbildung jüngerer Sprachmuster, interessiert sich aber wenig für deren areale Bindung und Reichweite. Von einer integrativen Betrachtung könnten beide Seiten profitieren, wie auch LANWER (2019: 821) kürzlich feststellte:

Es liegt aber durchaus auf der Hand, dass einerseits die gesprächslinguistische Grammatikforschung bspw. im Rahmen der Interaktionalen Linguistik [...] oder der Interaktionalen Konstruktionsgrammatik [...] von einer arealkontrastiven Perspektive profitieren könnte [...]. Andererseits könnten sich aber auch Studien bspw. im Bereich der Dialektsyntax [...] sowohl in der Konzeptualisierung des Gegenstandes als auch mit Blick auf die applizierten Analysemethoden von gesprächslinguistischen Arbeiten inspirieren lassen.

Für die Regionalsprachforschung könnte sich hierbei ein Ansatzpunkt zu einer methodischen Erweiterung ergeben. Durch die Einbeziehung von Phänomenen im Bereich der „Konstruktionen“ ließe sich dem Abbaumodell der Entregionalisierung ein Aufbaumodell der Regiolektkonstitution zur Seite stellen. Anstatt nur danach zu fragen, in welcher Reihenfolge dialektale Substratmerkmale in den Regiolekten aufgegeben werden, könnte man nun die Frage stellen: Wie entwickeln sich neue Regiolektmerkmale in der Alltagskommunikation?

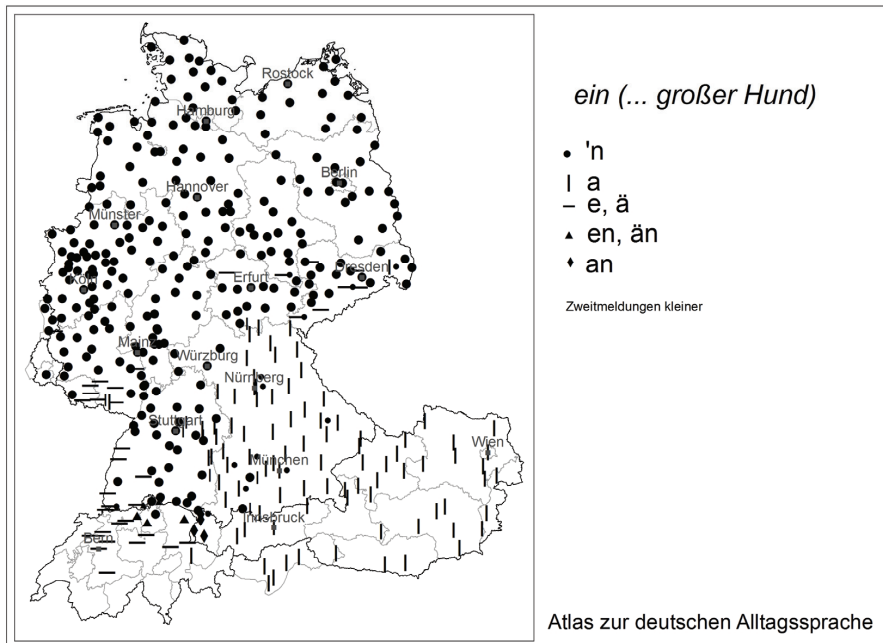
3 MÖGLICHE FORSCHUNGSBEREICHE EINER NEU AUSGERICHTETEN REGIOLEKTFORSCHUNG

Werfen wir nun einen Blick auf die Behandlung von Einheiten oder Strukturen oberhalb der Wortebene in der bisherigen Regiolektforschung. Im ersten Abschnitt wurden bereits einige Arbeiten angeführt, die sich mit dem dialektalen Erbe im syntaktischen Bereich beschäftigen. Sie haben für verschiedene Regiolekte einen Rückgang traditioneller Formen mit dialektaler Provenienz festgestellt. Darauf muss im vorliegenden Kontext nicht weiter eingegangen werden. Darüber hinaus lassen sich allerdings auch Ansätze jenseits des „dialektalen Erbes“ ausmachen, die als Arbeitsbereiche für eine neu ausgerichtete Regiolektforschung in Frage kommen.

3.1 Regiolektale Reduktions- und Enkliseformen

An der Schnittstelle zwischen Syntax, Morphologie und Phonetik liegen Phänomene, die nach dem Modell von AUER (2004) wohl als „strukturelle Konsequenzen der Mündlichkeit“ eingestuft würden, wie z. B. Reduktions- und Enkliseformen. Ihre Entstehung lässt sich in der Tat plausibel auf die besonderen Bedingungen des Sprechens zurückführen, so dass es von ihrer Genese her nicht unpassend erscheint, sie als „allegrosprachliche“ Phänomene zu bezeichnen. Allerdings ist es nicht gerechtfertigt, sie deshalb aus der Gruppe der regionalen Sprachmerkmale auszuklammern, wie dies z. B. bei SPIEKERMANN (2008: 77) oder FROITZHEIM (1984) geschieht. Denn bereits auf Wortebene ist diese Trennung fragwürdig. Dies sei kurz anhand von zwei Phänomenen in Erinnerung gerufen, den Reduktionsformen des indefiniten Artikels und der *t*-Apokope bei der Verbform *braucht* (3. Ps. Sg. Präs.). Die sprechsprachlichen Realisierungen der standarddeutschen Artikelform *ein* sind zwar zweifellos Reduktionsformen, die sich sprachökonomisch begründen lassen. Gleichzeitig handelt es sich aber auch um regionale Merkmale, denn die Varianten *ne*, *a* und *e* (*ne Katze*, *a Katz*, *e Katz*) weisen eine klare areale Distribution auf (vgl. Karte 1).¹

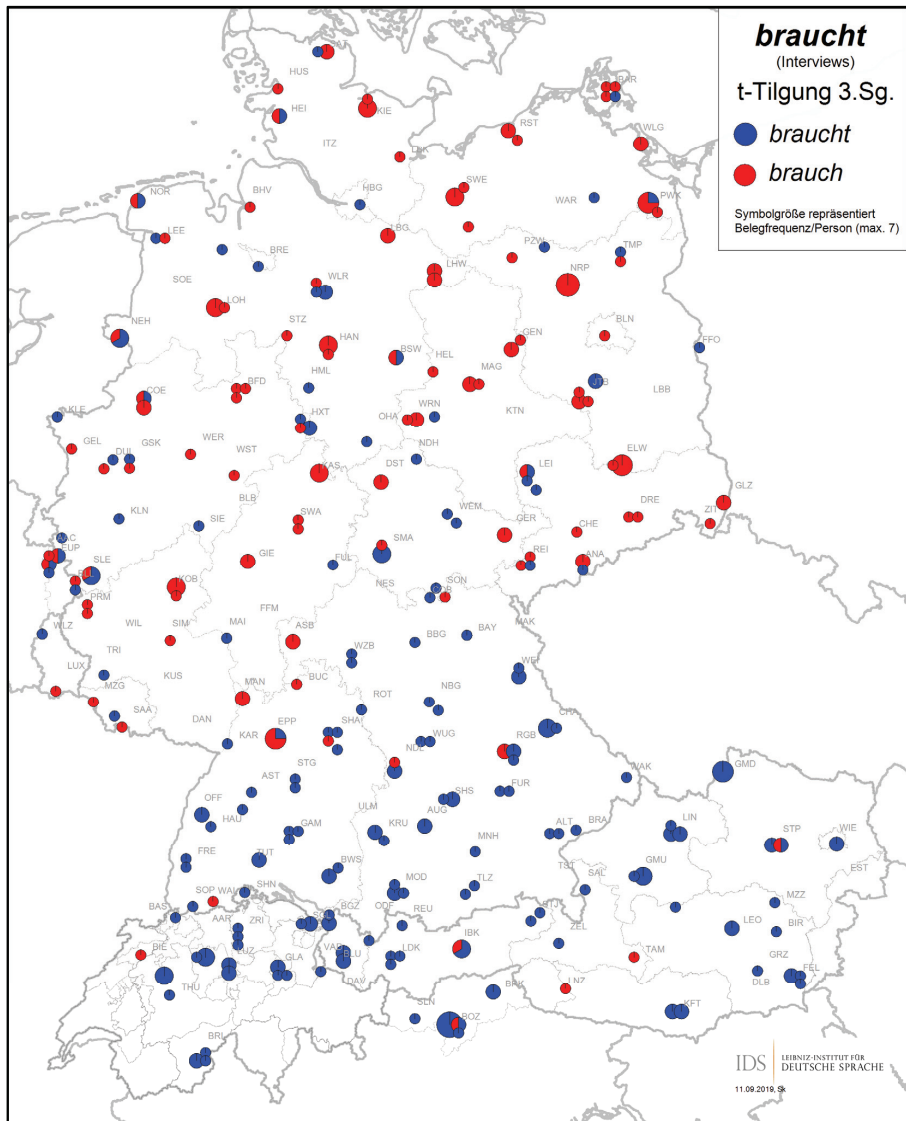
1 Für die Erstellung der Schwarzweiß-Versionen der AdA-Karten aus Karte 1 und Karte 5 und für die Abdruckgenehmigungen danke ich Prof. Dr. STEPHAN ELSPASS (Salzburg) und Prof. Dr. ROBERT MÖLLER (Liège).



Karte 1: Karte zur arealen Distribution der Varianten für ein in der gesprochenen Alltagssprache (Schwarzweiß-Umzeichnung der Karte aus ELSPASS / MÖLLER 2003 ff.: Runde 5, Frage 18a, Erhebungsjahr 2007/2008)

Das Gleiche gilt für die *t*-Tilgung in *braucht* (*sie brauch*) (vgl. Karte 2).² Die *t*-Apokope lässt sich zwar allgemein als allegrosprachliches Phänomen erklären, oder wahlweise auch als Analogiebildung zu den *t*-losen Formen der anderen Modalverben. Zugleich zeigt sich aber auch hier ein areales Verteilungsmuster. Die apokopierte Form ist also kein überregionales Merkmal des gesprochenen Deutsch, sondern gehört zum Inventar der nord- und mitteldeutschen Regiolekte.

2 Für die Genehmigung zum Abdruck dieser Karte danke ich Dr. STEFAN KLEINER vom Leibniz-Institut für deutsche Sprache (IDS) in Mannheim.



Karte 2: Karte zur arealen Distribution der Varianten für *braucht* (3. Ps. Sg. Präs.) im deutschen Gebrauchsstandard (aus KLEINER 2011 ff.)

Areale Muster haben sich auch für Kontraktionen mit Verb-Pronomen-Enklise nachweisen lassen, wie bei *hast du, bist du, konntest du* usw. (vgl. Karte 3).³

3 Die überregional verbreiteten orangenen Symbole kennzeichnen die Form mit Ausfall des Pronomens (Prodrop), z. B. *Has mir n Kaffee mitgebracht? Bis schon drin gewesen?*